

Magdalene L. Frettlöh

## „Nun hast du auch mein Unglück noch verlegt ...“

Eine Annäherung an das gleichnamige Gedicht-Gebet Christine Lavants<sup>1</sup>

„Ich war, gelinde gesagt, bis ins Tiefste erschrocken. [...] Unser Umgang mit Gott war entspannt, protestantisch, ohne alles Risiko. Und dann Christine Lavant ‚Das war mein Leben, Gott, vergiss das nicht!‘ – wer so mit Gott redete, in aller Klarheit und Bestimmtheit die höchste Instanz herausforderte, der musste entweder ein Narr sein oder ein Ketzer oder eben beides. Der Ton jedenfalls, den Christine Lavant anschlug, war in unserem ausgeglichenen protestantischen Milieu unbekannt. Sie wollte Gott zwingen, sich mit ihr und ihrem Leid zu beschäftigen. [...] Meine ganze theologische Architektur ist von dieser Bettlerschale zum Einsturz gebracht worden. Es hat keinen Sinn, sich Gott als eine mehr oder weniger friedliche Instanz vorzustellen, der es genügt, wenn Lippenbekenntnisse abgegeben werden. Ab Christine Lavant waren Lippenbekenntnisse verboten. Wenn Gott, dann in ihrem Ton, ernsthaft, herausfordernd, unnachgiebig“ (Krüger, 59f.).

Mit diesen Worten erinnert sich der Dichter, Schriftsteller und Übersetzer Michael Krüger (\*1943), langjähriger Lektor und literarischer Leiter des Hanser Verlags, an seine aufwühlende Erstbegegnung mit der Kärntner Poetin und Schriftstellerin Christine Lavant (1915–1973) – in Gestalt ihres Gedichtbandes „Die Bettlerschale“.

Seit ich vor fünf Jahren anlässlich ihres 100. Geburtstags Christine Lavant für mich entdeckte, lassen mich ihre Gedichte, die nicht selten atemberaubend verwegene Gebete an ein göttliches Du, an Jesus, an Engel, an Gestirne ... – und auch an andere Menschen sind, denn, so schreibt Lavant an Ludwig von Ficker: „Ich brauche einen Menschen bis ich Gott habe“ (zit. nach Steinsiek, 202) –, nicht mehr los und schreiben sich in meine eigenen Gebete und theologischen Texte ein (Frettlöh 2017a/2017b). Antipsalmen hat man sie genannt und nicht selten mit dem Vorwurf der Blasphemie belegt.



Magdalene L. Frettlöh

### Göttliche und menschliche Seh- und Hörprobleme

Eines dieser dichten Gedicht-Gebete habe ich Dir, Jürgen, und Deinen Gästen mitgebracht – eines der eher harmloseren, wenn denn überhaupt irgend ein Text der Lavant ohne Harm ist. Ohne Gram ist es mitnichten. Nicht, dass ich es verstünde und interpretieren könnte! Über erste Beobachtungen und Querverweise sowie eine Vielzahl von Fragen bin ich noch nicht hinaus. Aber „Fragen wider die Antworten“ sind Dir, lieber Jürgen, ja bekanntlich willkommen.

*Nun hast du auch mein Unglück noch verlegt,  
soll ich dir leuchten mit den Aber-Augen,  
die mir ein Halbtraum durch das Gitter schob  
als Totenäpfel oder Grablaternen?*

*Du horchst nicht her. Bist du vielleicht auch taub?  
In meinen Ohren läutet überzählig  
ein Glockenpaar, noch immer aus der Zeit,  
da mich das Unglück tränkte und ernährte.*

*Was redest du? Ich soll ganz steinern sein  
und Wasser sammeln unterm Brunnengitter,  
bis du zurückkommst mit der Spiegelschrift  
für meine unverdienten Aber-Augen.  
(Lavant 2014, 338).*

Das dreistrophige, titel- und reimlose, im Jambus-Metrum verfasste Gedicht, 1959 im schon genannten Band „Bettlerschale“, der Lavants Gedichte aus den Jahren 1947 bis 1958 versammelt, erstveröffentlicht, arbeitet mit dem Stilmittel der *Synästhesie*, indem es einem als taub oder zumindest als *schwerhörig* erfahrenen Gott eine spezifische Sehhilfe anbietet: die Aber-Augen des lyrischen Ich. Doch was sind Aber-Augen? Was macht das Aber dieser Augen aus? Ist es etwa ein Aber wie in Aberglauben und markiert demnach falsche, missgestaltige, dysfunktionale Augen? Oder ein emphatisches Aber wie in „abermals“ oder „hundert und aberhundert“, das eine Vielzahl von Augen oder besonders intensiv sehende Augen meint? Diesem Verständnis käme auch die Etymologie zu Hilfe, wenn denn „aber“ zunächst im Sinne von „wieder, zurück, danach“ (Kluge, 4) zu verstehen ist. Spricht sich in den Aber-Augen damit auch der Wunsch der sehbehinderten Dichterin nach gesunder Sehkraft aus? Viele Gedichte zeugen von ihrem Augenleiden, nicht selten in Verbindung mit ihrem eingeschränkten Hörvermögen, aber mit bisweilen überraschenden Konsequenzen:

„[...] auch mir vergeht das Augenlicht / und das Gehör der Ohren“ (Lavant 2014, 93); „Hilf mir Sonne, denn ich bin fast blind! / Nimm den Teller meiner linken Hand, / zeichne ein das hochgelobte Land / und die Wege, die noch gangbar sind / für Erblindete und für Ertaubte [...] / Bist du sicher, dass ich dort / das Land und den Samen aller Namen finde, / während ich ertaube und erblinde?“ (Lavant 2014, 266). Ein mit „Erinnerung an ein Abendgebet“ überschriebenes Gedicht erinnert an Lavants mangelnde Sehkraft von Kindheit an, die sie zum Gespött anderer Kinder werden ließ: „[...] Ich will gar nicht weinen, wenn morgen beim Bad / die Wunden wieder so brennen / und wenn die Augen geschwollen sind / und wenn sie mich schimpfen – ‚Die Kröte ist blind!‘ – / die anderen Kinder und rennen [...]“ (Lavant 2017, 67). Neben der resignati-

ven Feststellung „Ich glaube nimmer an mein Augenlicht“ (Lavant 2017, 463) steht der (eher trotzi-ge?) Wunsch: „Ganz erblinden will ich, lieber Herr“ (Lavant 2014, 89).

Wird dieser Wunsch verständlich auf dem Hintergrund, dass womöglich denen mit schwachen, „halbblinden“ (Lavant 2017, 408), „verzweifelten Augen“ (Lavant 2014, 451) ein Sehen anderer Art eignet – ein Sehen, das die Dinge wahrnimmt, wie sie sich von sich aus zeigen, ein phänomenologisches Sehen, für das es offenbar keines Augenlichts bedarf. Entsprechend macht Lavant dem Schöpfer das Angebot: „Nimm meine Augen so du Blindheit brauchst / bedenk: – Im Nichtsehn öffnen sich die Dinge!“ (Lavant 2017, 375).

## Aber-Augen und Totenäpfel – Aber-Augen als Totenäpfel

Zu was bilden die Aber-Augen einen sinn(en)vollen Kontrast? Zu einem mangelnden Sehen Gottes, der das Unglück der Beterin so verlegt hat, dass er es nicht finden kann, um ihm abzuhelpen? Zu den eigenen Hörschäden, die immer wieder Thema in Lavants Gedichten sind? Taub auf dem einen Ohr, quält sie im anderen ein heftiger Tinnitus: „In den Ohren Glockenklöppel“ (Lavant 2014, 585). „[...] ein Ton wie Glocken gellt mir in den Ohren“ (Lavant 2017, 444). Der (Gott?) „stahl mir das Ohr, das nicht mehr hört / im andern wohnt ein Glockenpaar“ (Lavant 2014, 85), heißt es andernorts. Dass auch hier der Tinnitus als „überzähliges“ Glockenpaar-Geräusch zu Gehör kommt, lässt wohl darauf schließen, dass Christine Lavant Kirchenglocken dissonant im Ohr dröhnen. An vielen Stellen in Lavants Lyrik lassen sich förmlich die Glockenklöppel hören, die sich ihr von klein auf eingehämmert zu haben scheinen. Darum auch die Bitte: „Zerschlage die Glocke in meinem Gehör“ (Lavant 2014, 342).

Liegt in der Taubheit beider eine sprechende Nähe zwischen der Beterin und dem von ihr angegangenen Gott, „du mit, für mich, vernagelten Ohren“ (Lavant 2014, 463)? Gottebenbildlichkeit in der Verstümmelung und (Ver-)Störung des Hörsinns? Allemal wird hier keine Theodizee im Sinne der rhetorischen Frage: *Sollte, wer das Ohr gepflanzt hat, nicht hören?!* (Psalm 94,9a) gegeben.

Oder zielen die Aber-Augen auf ein anderes, ein alternatives Sehen der Welt, das nicht nur wahrnimmt, was vor Augen liegt, das hinter die vordergründige Wirklichkeit, hinter das, was der Fall ist,

schaut? Ein Sehen, das sich darauf gründet, dass was, was ist, nicht alles ist? Die Aber-Augen – in der ersten Strophe sind sie Gabe eines Halbtraums. Hat das Ich sie halbwach, halb im Schlaf empfangen? Könnte der Halbtraum als Hinweis darauf gelesen werden, dass hier göttliche Weisung, die sich ja biblisch auch im Traum ereignet, und menschlicher Wunsch zusammenkommen? Sind die Aber-Augen womöglich also Seher\*innen-Augen eines prophetischen, visionären Blicks?

Doch wie passt dazu ihre Prädikation „als Totenäpfel oder Grablaternen“? Beide begegnen in den 1051 veröffentlichten (von insgesamt ca. 1800) Gedichten Lavants wie auch die Aber-Augen nur hier, was ihr Verständnis noch erschwert. Grablaternen – ein ironischer Hinweis auf das ewige Licht? Ist Gott schon (so) tot, dass Ihm mit einer Grablaterne geleuchtet werden muss? Oder leuchten Gott die Grablaternen heim, damit Sie sich an die Toten erinnert und diese nicht im Stich, nicht im Tod lässt?

Und die Totenäpfel? Es ist nicht ausgeschlossen, dass Lavant die gleichnamige alte, säuerliche Apfelsorte gekannt hat, die sich eher für Most und Dörrobst, denn als Tafelapfel eignet. Vermutlich aber sind diese Totenäpfel hier ebenso wenig gemeint wie die toten Äpfel, die ungeerntet im Winter an den Ästen oder als Fallobst verwesen. Eher sind es die Augäpfel der Toten oder tote Augäpfel Lebender, gar die der Dichterin. Für diese Deutung spricht auch ein an den Morgenstern adressiertes Gedicht:

*Morgenstern, das was du andern bist,  
wandelt sich vor meinen Augen um,  
die schon nimmer rechte Augen sind.  
Eine Zauberin hat ihre Äpfel  
aufgefressen und mir Fürchte-Steine  
eingesetzt und sie mit Bitter-Salz  
in den Höhlen flüchtig festgetrampelt [...]  
(Lavant 2014, 186)*

Können allein solche Totenäpfel-Augen Gott wieder zur Vollkraft des Sehens verhelfen und Sein Blindsein für menschliches Elend heilen?

## Die Spiegelschrift

In der dritten Strophe haben diese Aber-Augen die Kompetenz, die von Gott herbeigebrachte Spiegelschrift zu lesen. Nur en passant: Linkshändige können leichter Spiegelschrift *schreiben*, Hebräischkundige sind geübt darin, Spiegelschrift zu *lesen*.

Doch was wird hier in Spiegelschrift (vgl. auch Lavant 2014, 565), also *umgekehrt* und somit *reflektiert*, zu lesen sein? Wird diese reflektierte Schrift dem Ich das eigene Unglück neu entschlüsseln oder ihm gar das Verhalten Gottes zu verstehen geben? Liegt hier eine Anspielung auf 1Korinther 13,12 vor: „Denn jetzt sehen wir alles in einem Spiegel, in rätselhafter Gestalt, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt ist mein Erkennen Stückwerk, dann aber werde ich ganz erkennen, wie ich auch ganz erkannt worden bin.“ Bringt die Spiegelschrift die wahre und volle Erkenntnis dessen, was das Ich jetzt nur in einem Spiegel sehen kann?

In (nicht nur) meiner Lektüre zitiert das Spiegelschrift-Motiv den letzten Aphorismus der *Minima moralia* Adornos, *Zum Ende*, herbei, der im Konjunktiv das Programm einer neuen Philosophie entwirft. Dort heißt es, dass „die vollendete Negativität, einmal ganz ins Auge gefasst, zur Spiegelschrift ihres Gegenteils zusammenschießt“ (Adorno, 283). „Es ist“, so deutest Du, Jürgen, „die strikte Negativität, an die sich die Möglichkeit des Umschlagens einzig noch halten kann“ (Ebach, 117).

Womöglich könnte der Ort des lyrischen Ich diesem Adorno-Link im Verstehen der Spiegelschrift zu Hilfe eilen und uns Antworten geben auf die Frage, was denn die Aber-Augen in der Spiegelschrift zu lesen bekommen. Wo befindet sich das Ich? Von wo aus spricht es? Ist das Gitter, durch welches ihm der Halbtraum in Strophe 1 die Aber-Augen schiebt, bereits das Brunnengitter – auch dieses Wort begegnet nur hier – von Strophe 3? Oder ist das Ich hinter anderen Gittern eingesperrt, gefangen? Ist es gar „leib- und seelvergittert“ (Lavant 2014, 607), wie es in einem Gedicht heißt, in dem Lavant die Erfahrung einer Fehlgeburt zur Sprache bringt?

Und was genau ist seine Rolle im Gefolge der tatsächlich oder vermeintlich – auch im Halbtraum? – selbst vernommenen und als gebietend wahrgenommenen Gottesstimme in Strophe 2 „Ich soll ganz steinern sein und Wasser sammeln unterm Brunnengitter“? Muss das Ich selbst zum steinernen Brunnen werden, in dessen Wasser sich, wer hineinschaut, spiegeln kann? So gelesen, brächte dann auch der auf das Ich zurückkommende Gott nicht nur diesem eine Spiegelschrift seines Leidens (bzw. seiner fragmentarischen Erkenntnis desselben), sondern spiegelte auch sich selbst im Brunnenwasser. Wären die Aber-Augen dann jene Brunnen-Augen der Dichterin, in denen Gott sich

selbst gespiegelt sähe? In denen Er so mit sich selbst konfrontiert würde, dass Er zu neuem Sehen und Hören und damit zur Wahrnehmung und Überwindung geschöpflicher Not befreit, geheilt, erlöst würde?! Nennt sie darum ihre Aber-Augen „unverdient“, weil sie meint, dass eine solche Heilung Gottes ihr als Mensch, als Frau nicht zustünde?

In der publizierten Lyrik Lavants begegnet „unverdient“ nur noch ein weiteres Mal, als erstes Wort eines Gedichts, das die Schuld des Lebens auf Kosten anderer zum Thema hat, die für Christine Lavant allein durch das Geborenhaben eines Kindes, das ihr nicht geschenkt wurde, aufgewogen werden kann: „Unverdient wärmst du mich Sonne. / Ich hab meine Seele nicht abgezahlt / aus meinem Leib ging kein Kind hervor“ (Lavant, Gedichte aus dem Nachlass, 496). Ihre Kinderlosigkeit thematisiert Lavant in ihren Gedichten häufig.

Es gibt ein Gedicht der Lavant, in dem sie von „Aug-Brunnen“ (Lavant 2014, 356) spricht. Es handelt von der Erleuchtung und beschreibt dabei eine Erfahrung im Hungerzustand. Auch das ein Motiv der „Dialektik der Aufklärung“?

Nelly Sachs, auf die Christine Lavant erst durch einen Brief Hilde Domin vom 25. Mai 1960 aufmerksam wurde (Briefwechsel Domin, 151f.), hat in ihrem Gedicht „Aber deine Brunnen“ ebenfalls Brunnen und Augen verknüpft: „Denn deine Brunnen / sind deine Tagebücher / o Israel! [...] Deine Tagebücher sind in die leuchtenden Augen der Wüsten geschrieben“ (Sachs, 98f.).

Wenn sich die Spiegelschrift, mit der Gott zum Ich kommt, ihrerseits im „Aug-Brunnen“ spiegelte, dann bekäme Gott Klartext zu sehen. Könnte Sie dann noch taub und blind für geschöpfliches Elend bleiben, ohne aufzuhören, Gott zu sein?! Ist Christine Lavant, die Gottesanklägerin, so zugleich eine Gottesfreundin, weil sie Gott hilft, (sich) als Gott nicht zu versagen?

\*\*\*

Dass es einen konstitutiven Zusammenhang zwischen den Aber-Augen, der Spiegelschrift und dem Brunnen, dem Unglück des Ich und dem von Wahrnehmungsausfällen gezeichneten göttlichen Du gibt, ist unstrittig. Doch wie sieht dieser Zusammenhang genau aus? Und was erwartet das menschliche Ich dieses Gebet-Gedichts vom göttlichen Du, zu dem es spricht? Wozu fordert es sein

Gegenüber heraus? Wie lässt sich überhaupt die Beziehung zwischen dem Ich und dem Du hier beschreiben? Inkludiert dieses Gedicht nicht doch – inmitten seiner empörten Gottes(an)rede – Momente einer menschlichen *cooperatio dei*, die Christine Lavant sich in beeindruckender Chuzpe Gott gegenüber herausnimmt, weil sie trotzallemundallem mit diesem Gott nicht fertig ist und Ihn nicht allein lassen will?

Vielleicht könnte unser Gespräch, lieber Jürgen und liebe Mithörende und Nachlesende, über Lavants Gottesaffront „Nun hast du auch mein Unglück noch verlegt“ bei diesen Fragen ansetzen.

**Magdalene L. Frettlöh**

lehrt Systematische Theologie/Dogmatik und Religionsphilosophie an der Theologischen Fakultät der Universität Bern.

1 Der Vortragsstil mit direkter Anrede an den Jubilar wurde für die Publikation beibehalten. Ich danke Silvia Schroer, Volker Bäumer, Wolfgang Schütte und den Teilnehmer\_innen des Berner Forschungskolloquiums für Systematische Theologie für das anregende Mitlesen dieses Gedichts und Anmerkungen zu meiner Lektüre.

## Literatur

Adorno, Theodor W., *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben* (GS 4), Frankfurt a. M. 1951/1997.

Briefwechsel mit Hilde Domin, in: Grete Lübbe Grothues (Hg.), *Über Christine Lavant. Leseerfahrungen – Interpretationen – Selbstdeutungen*, Salzburg 1984, 142–166.

Ebach, Jürgen, *Messias und Messianismus im Gespräch mit Walter Benjamin*, in: Hartmut Schröter (Hg.), *Weltentfremdung – Weltoffenheit. Alternativen der Moderne. Perspektiven aus Wissenschaft – Religion – Kunst* (Schriftenreihe des Evangelischen Forums Westfalen und der Evangelischen Stadtakademie Bochum 3), Berlin 2008, 107–122.

Frettlöh, Magdalene L., „... du bist mir das Auferstehn schuldig“. Notizen und Reflexionen zu den Heimsuchungen Gottes in der bibelgenährten Lyrik Christine Lavants. Vortrag im Rahmen der Kurt Marti-Gedächtnis-Ringvorlesung an der Universität Bern am 13.11.2017, 1–31 (noch unveröffentlicht).

Frettlöh, Magdalene L., „Gott wählte unser Leiden [...] zu seinem eigenen Leiden“. Was bedeutet die von Ewigkeit her geschehene Rechtfertigung Gottes angesichts geschöpflichen Leidens in der Zeit?, in: *ZDTh* 33/2 (2017), 7–55.

Kluge, Friedrich, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Bearbeitet von Elmar Seebold, Berlin/New York 231999.

Krüger, Michael, Christine Lavant, in: *Drehe die Herzspindel weiter für mich. Christine Lavant zum 100.*, hg. von Klaus Amann, Fabjan Hafner und Doris Moser, Göttingen 2015, 59f.

Lavant, Christine, *Zu Lebzeiten veröffentlichte Gedichte* (CLW 1), hg. und mit Nachworten von Doris Moser und Fabjan Hafner unter Mitarbeit von Brigitte Strasser, Göttingen 2014.

Lavant, Christine, *Gedichte aus dem Nachlass*, hg. von Doris Moser und Fabjan Hafner unter Mitarbeit von Brigitte Strasser. Mit einem Nachwort von Doris Moser, Göttingen 2017.

Sachs, Nelly, *Fahrt ins Staublose. Gedichte*, Frankfurt a. M. 1961/1988.

Schiffner, Kerstin u. a. (Hg.), *Fragen wider die Antworten. Festschrift für Jürgen Ebach zum 65. Geburtstag*, Gütersloh 2010.

Steinsiek, Annette, Nachwort, in: Christine Lavant, *Herz auf dem Sprung. Die Briefe an Ingeborg Teuffenbach*. Im Auftrag des Brenner-Archivs (Innsbruck) hg. und mit Erläuterungen und einem Nachwort versehen von ders., Salzburg 1997, 192–212.

Jürgen Ebach

## Bausteine einer Respons

Mein Auge macht sich zunächst fest an den in diesem Lavant-Gedicht zweimal betonten Aber-Augen. Nach Grimm (DWB) ist ein Aberauge ein *noch nicht* geöffnetes Auge oder ein Zweigtrieb. Ist es hier mit einem „Noch nicht“ verbunden, so bei Lavant mit einem „Nicht mehr“.

Im DWB folgt nach dem *aber der Aberglaube* (der falsche Glaube) und der *Aberpapst* (der Pseudopapst) und dann bald das Wort *abersinnig* in der Bedeutung obstinat/harträckig. Ich nehme dieses Lavant-Gedicht, wie manche ihrer weiteren, durchaus als abersinnig wahr.

Lavants Gedicht lässt mich an ein anderes denken, Heinrich Heines spätes, kurz vor dem Tod auf der Matratze verfasstes „Zum Lazarus“. Heine fordert hier „ohne Umschweif“, „ohne Parabeln und Hypothesen“ eine Lösung der „verdammten Fragen“, warum es Gerechten schlecht und Schlechten gut geht.

*Woran liegt die Schuld? Ist etwa  
Unser Herr nicht ganz allmächtig?  
Oder treibt er selbst den Unfug?  
Ach, das wäre niederträchtig.*

Und dann die letzte Strophe, deren letzte Zeile mit einem „Aber“ und einer Frage gegen die Antworten beginnt:

*Also fragen wir beständig,  
Bis man uns mit einer Handvoll  
Erde endlich stopft die Mäuler -  
Aber ist das eine Antwort?*

Während Heine in diesen Zeilen in tiefstem Elend im für ihn kennzeichnenden Ton einer ironischen bis sarkastischen Distanz bleibt („Oder treibt er selbst den Unfug?“), redet oder schreit Lavant Gott abersinnig als ein Du an:

*Du horchst nicht her. Bist du vielleicht auch taub?*

Ich höre weiter: Hör mir zu! Ich habe dir was zu sagen. Nimm mich wahr in meinem vielfach beschädigten fast blinden und tauben Leben. Höre mich und sieh mich als ein Ich, dann kannst du vielleicht auch zu einem Du werden, dann kannst du vielleicht zu dir selbst kommen. In diesem Sinne höre ich Lavants Gedicht *auch* als eine Fürbitte für Gott.

Und dann bleibe ich bei der ersten Zeile hängen: „Nun hast du auch mein Unglück noch verlegt.“ Gemeint ist hier zuerst gewiss, Gott habe das Unglück der Beterin aus dem Blick geräumt, es in der großen Ablage verschwinden lassen. Die Dichterin bietet sarkastisch ihre Aber-Augen als Taschenlampe zum Suchen an.

Aber vielleicht darf man im Wort *verlegt* auch noch etwas anderes hören. Wir können die Zeugnisse von Christine Lavant und die von Nelly Sachs, Rose Ausländer oder auch Jakob van Hoddis nur lesen, weil sie in Büchern erschienen, weil sie verlegt sind. Michi Krüger, mit dessen eindrucksvoller Leseerfahrung mit Lavant die Miniatur einsetzt, ist ein Verleger. In „seinem“ Hanser Verlag ist u. a. die große von Klaus Briegleb edierte Heine-Ausgabe erschienen (*Zum Lazarus* dort in Band VI/1, 201f.). Bei diesem Verlegen stoßen wir auf eine geradezu fatale Dialektik. Wir können Lavants Gedicht nur lesen, weil es verlegt ist, weil es in einem Buch aufgehoben, d. h. bewahrt ist. Aber zugleich ist sein mündliches abersinniges Rufen oder Schreien zwischen den Buchdeckeln aufgehoben, d.h. beseitigt. Diese Dialektik wird für uns alle, die wir in welcher Funktion auch immer mit dem Verlagswesen und dem Büchermarkt zu tun haben, zum Dilemma. Das gedruckte Buch rettet das gesprochene Wort und vernichtet es als gesprochenes Wort.

Und nun nochmals „aber“: Aber Lavants erste Gedichtzeile wendet sich nicht an alle die, die mit dem Büchermachen zu tun haben, sondern an jenes Du („Nun hast du auch mein Unglück noch verlegt“). Sind Lavants Worte womöglich in jenem Verlag aufgehoben, dessen himmlisches Buch am jüngsten Tag geöffnet wird? Ich möchte mir vorstellen, dass die Texte dieses Buches dann wieder als gesprochene, geflüsterte oder geschriene Worte erscheinen und erklingen werden.